



ROSIE
WALSH

Du
musst
mich
vergessen

ROMAN



VON DER
NR.1-
SPIEGEL-
BESTSELLER-
AUTORIN



GOLDMANN



Rosie Walsh
Du musst mich vergessen



Buch

Zwölf Jahre ist es her, dass Carrie Johan in einer warmen Sommernacht am Strand in Thailand das Jawort gab. Zwölf Jahre ist es her, dass plötzlich Männer den Strand stürmten und Johan verhafteten. Carrie hat ihn nie wieder gesehen: die große Liebe ihres Lebens, mit der sie nur einen Abend verheiratet war. Heute lebt Carrie zurückgezogen mit ihrem Mann Robin und ihren sechsjährigen Zwillingen auf dem englischen Land. Sie hat ihre Karriere als Chirurgin aufgegeben und ist davon überzeugt, dass ihr kleines, behütetes Leben – Mutter und Ehefrau zu sein – ihr genug ist. Doch dann stolpert sie über einen Internetbeitrag, der ihr klarmacht, dass Johan auf freiem Fuß ist und in Schweden lebt. Sofort sind sie wieder da, die Erinnerungen an ihre intensive, leidenschaftliche Beziehung. Und die Erinnerungen an den Schmerz. Sie muss herausfinden, was damals geschah, selbst wenn das bedeutet, alles aufs Spiel zu setzen, was ihr lieb ist ...

Autorin

Die britische Nr. 1-*Spiegel*-Bestsellerautorin Rosie Walsh feierte mit ihrem Debüt »Ohne ein einziges Wort« einen sensationellen Erfolg und stand wochenlang an der Spitze der Bestsellerlisten. Sie lebt mit ihrem Lebensgefährten und zwei Kindern auf einem alten Bauernhof in Devon. Rosie liebt lange Spaziergänge, spielt Violine in einem Orchester und kocht und tanzt, sooft sie kann.

Rosie Walsh im Goldmann Verlag:

Ohne ein einziges Wort. Roman
Ein ganzes Leben lang. Roman
Du musst mich vergessen. Roman

ROSIE WALSH

*Du musst
mich
vergessen*

Roman

Aus dem Englischen
von Stefanie Retterbush

GOLDMANN

Die Originalausgabe erschien 2026 unter dem Titel
»The One Day You Were My Husband« bei Macmillan,
an imprint of Pan Macmillan, London.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich
geschützten Inhalte dieses Werkes für Zwecke des Text- und
Data-Minings nach § 44b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.



Penguin Random House Verlagsgruppe FSC® N001967

1. Auflage

Deutsche Erstveröffentlichung April 2026

Copyright © 2026 by Rosie Walsh

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2026

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Penguin Random House Verlagsgruppe GmbH,

Neumarkter Straße 28, 81673 München

produktsicherheit@penguinrandomhouse.de

(Vorstehende Angaben sind zugleich
Pflichtinformationen nach GPSR.)

Umschlaggestaltung: Favoritbüro, München

Umschlagmotiv: © Lisa Bonowicz, Nic Skerten / Trevillion Images;

© Maria_09 / Shutterstock.com

Redaktion: Dr. Ann-Catherine Geuder

MR · Herstellung: ik

Satz: Uhl + Massopust, Aalen

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN: 978-3-442-49706-5

www.goldmann-verlag.de

Für George

Mein ganz persönlicher »Urlaubsflirt«

Erstes Kapitel

Thailand, September 2010

Sie kamen nach Einbruch der Nacht, ihn zu holen, als Meer und Himmel wie ein dunkles Tuch vor uns ausgebreitet lagen, durchbrochen nur vom Licht eines Tintenfischfischerboots irgendwo weit draußen.

Durch die leisen Reggae-Klänge von der Bar hörte man winzige Wellen halbherzig brechen, matt nach dem Sturm. In der Luft hing der Geruch nach brackigem Meerwasser und in Galgant und Chili gekochtem Fleisch. Es war, als seien wir die einzigen Menschen in Thailand, er und ich und eine Handvoll spontaner Hochzeitsgäste. Weiter den Strand entlang lag ein kleines Wellness-Resort, aber da waren alle längst im Bett.

Nicht lange bevor sie ihn holten, legte irgendwer »Something About the Way You Look Tonight« auf, und obwohl wir den Song beide nicht besonders mochten – geschweige denn den Text kannten –, wussten wir, das ist unser Einsatz für den ersten Tanz. Wir schwebten die Holzstufen hinunter zum Strand und wiegten uns sachte auf dem Sand wie das Pärchen auf dem Bild an meiner

Wand damals an der Uni. Johan und ich, ein regennasser Strand, Kulap und Than, die Schirme über unsere Köpfe hielten, obwohl der Sturm längst weitergezogen war.

In den Jahren danach musste ich oft an diesen Sturm denken. Was, wenn er an uns vorbeigezogen wäre; was, wenn wir einen Tag früher geheiratet hätten, wie wir es eigentlich vorgehabt hatten. Wären wir vielleicht spontan auf einen Sonnenuntergangsdrink in die nächstgrößere Stadt gefahren? Wären bei Einbruch der Dämmerung zum Schwimmen in eine einsame Bucht gefahren? Was, wenn sie gekommen und ihn gesucht und nicht gefunden hätten – ob sie einfach unverrichteter Dinge wieder gegangen wären?

Vielleicht hätten wir das Boot zurück zum Festland ein paar Tage früher nehmen können. Vielleicht wären wir bis nach Bangkok gekommen, womöglich sogar bis nach Hause, nach Europa.

Vielleicht hätte ich angefangen, als chirurgische Assistenzärztin zu arbeiten, und Johan Kullberg, mein Ehemann, hätte morgens neben mir im Bett gelegen, wenn ich im Morgengrauen aufstehen musste, um ins Krankenhaus zu gehen. Wobei, wer weiß, vielleicht hätten wir uns noch vor meinem dreißigsten Geburtstag wieder scheiden lassen.

Aber ich glaube, wir wären noch zusammen.

Wir hätten überall hingehen können: Singapur, Dubrovnik, Boston – die ganze Welt stand uns offen; wir hätten alles machen können. Kinder? Keine Kinder? Wer weiß, wie es gekommen wäre. Aber ich glaube, wir wären genauso glücklich gewesen, hätten wir einfach so weiter-

gemacht wie gehabt, nur wir zwei, in dieser entzückenden kleinen Wohnung in London.

Vielleicht wäre einer von uns auch viel zu früh gestorben, aber daran will ich gar nicht denken. Wie unser Leben wohl heute aussähe, wäre dieser Sturm nicht gewesen und wären wir nicht noch abends am Strand gewesen? Wer wäre er heute für mich?

Aber der Sturm zog auf, und wir heirateten Stunden später als geplant. Wir tranken Singha, Cocktails, irgendwas Fieses aus dem Flachmann eines Rucksacktouristen. Wir tanzten, wir küssten uns, und jedes Mal lächelte ich dabei in seinen lächelnden Mund, so sehr liebte ich ihn. Ich weiß noch genau, wie er sich unter meinen Händen anfühlte, auch heute noch. Sein breiter Rücken. Sein Hochzeitsanzug war ein Hemd mit khakifarbenen Streifen, und ich trug ein Kleid, das ich für ein paar Baht auf dem Nachtmarkt gekauft hatte. Irgendwer hatte einem der streunenden Strandhunde einen Blütenkranz umgelegt.

Elton John hörte auf zu singen, aber wir tanzten weiter und hielten einander in den Armen; zwei reife junge Früchte. Wir wiegten uns ganz langsam, seine Hände warm auf meinem Körper, und in dem Moment, um gerade mal acht Uhr abends, hätte ich unsere Hochzeitsfeier auch verlassen können, um ganz allein mit ihm zu sein – ohne Musik, ohne Gäste. Aber ich blieb und tanzte, weil ich auch das wollte, und in diesen allerletzten Minuten war es einfach traumhaft schön.

Bis unsere Hochzeit plötzlich im Chaos versank und überall Bewaffnete ausschwärmten und alles schlagartig

in gleißend grelles Licht und harte schwarze Schatten getaucht war. Beängstigender Lärm, rennende Gestalten, schrilles Geschrei. Jemand wurde gepackt und festgehalten, dann noch mehr gellende Schreie.

Er wurde gewaltsam gepackt.

Schreie – meine – stopp, stopp, bitte, jemand muss Hilfe holen! Bitte lassen Sie uns in Ruhe, wir sind bloß Touristen!

Das Geschrei wurde lauter, und mir ging auf, dass sie genau diesen Touristen suchten, diesen Mann, der mich gerade auf dem Strand zur Frau genommen hatte. Seinetwegen waren sie da.

Für einen dummen, hoffnungsvollen Moment versuchte ich noch, mich schützend vor ihn zu werfen, mich zwischen ihn und ihre Gewehre zu stellen. *Stopp! Aufhören! Stopp!*

Falls irgendwer verstand, was ich sagte, ignorierten sie mich, denn sie machten einfach weiter. Einer von ihnen richtete seine Waffe auf mich und brüllte irgendetwas. Dann hörte ich, wie Johan schrie, ich solle mich hinlegen, mich nicht in Gefahr bringen.

Wenn ich unversehens zurückgerissen werde in diesem Moment, blitzen in meiner Erinnerung flüchtige Szenen auf. Sein Gesicht, gegen die Wand gedrückt, während bewaffnete Männer ihn festhalten. Zuschlagende Lieferwagentüren, und wie sie ihn mir stahlen, mir meiner Zukunft stahlen. Wie ich dem Konvoy nachrannte, die Hauptstraße entlangstürzte, wo ein Mann an einer Imbissbude gegrillte Hühnerfleischspieße verkaufte. Gespenstische Wirklichkeit: vorbeidonnernde Autos; ein verrottender Berg ausgehülster Kokosshalen; zwei Büffel, an einen Pflock in einer

fast kahl gefressenen Plantage gebunden. Mein Geschrei, unterbrochen vom Tuten eines Mopeds, und das schläfrig dröhnende Quaken eines Ochsenfrosches im wimmeln- den Unterholz. Fröhliche Musik aus dem Hühnerimbiss.

Und dann das Unmögliche: Er war fort, und ich stand mutterseelenallein an einer Straße auf einer thailändi- schen Insel; eine frischgebackene Braut von siebenund- zwanzig Jahren.

Ich denke immer noch an dieses einsame Tintenfisch- fischerboot. Wie es lautlos über den Horizont schipperte, in dieser Nacht, wo Schwarz auf Schwarz traf.

Ich habe Tintenfischfischerboote gegoogelt, nicht allzu lange nach meiner Rückkehr aus Thailand, in einer der unzähligen schlaflosen Nächte, in denen ich vor Kum- mer und Schock kein Auge zutat. Im Internet findet man wunderschöne Fotos davon. Die hellen Lichter, die wir vom Ufer aus gesehen hatten, sind eigentlich grün: Sie leuchten nach unten ins Wasser, um Plankton anzulocken, das wiederum die Tintenfische anzieht. Und es gibt so viele von diesen Booten, so viele von diesen Lichtern, dass man sie nachts sogar aus dem All sehen kann. Jadegrüne Glitzerwolken in den ausgestreckten schwarzen Händen der Andamanensee, ein warmes Willkommen für jeden Außerirdischen, der zufällig unser Sonnensystem streift.

Wenn ich also mitten in der Nacht wach lag, zu Hause in unserer Wohnung in London, und alles in Endlos- schleife vor meinen Augen ablief – die Maschinengewehre, die Ochsenfrösche, der Verrat an allem, was er mir ver- sprochen hatte –, dann krabbelte ich aus dem Bett, stand

auf und setzte mich an den Küchentisch. Und während ich jenseits der Fenster die Stadt leise brummen hörte, schaute ich mir diese Lichtertrauben an, die Aufnahmen aus dem Weltraum.

Für einen Augenblick wurde alles still in mir, meine Wut, mein Kummer verstummten, und ich dachte an ihn und daran, wie es sich angefühlt hatte, seine Frau zu sein. In den wenigen Stunden, ehe er mir genommen wurde und ich erfuhr, wer er wirklich war.

Zweites Kapitel

Jetzt: Devon, Dezember 2022

Meistens trete ich abends gegen zehn Uhr vor die Tür, obwohl ich um die Zeit eigentlich längst das Licht ausmachen sollte. Aber genau darum bin ich nie um zehn im Bett: wegen dieses tiefen Atemzugs torfiger Moorluft. Dieser wilden, ungezähmten Weite unter dem Sternenzelt, dem knackenden Schilfdach über mir, während die Fledermäuse wie Gewehrketten über meinen Kopf zischen und Eulen in die Dunkelheit rufen. Dieser Augenblick gehört mir.

Seit Robin und ich die Zwillinge ein bisschen früher ins Bett bringen, ignoriere ich sämtliche guten Ratschläge, die ich meinen Patienten immer mitgegeben habe, nämlich, unter keinen Umständen die eigene Diagnose – oder schlimmer noch, die der Kinder – zu googeln, und recherchiere wie eine Blöde die neuesten medizinischen Studien zu chronischen Lungenerkrankungen. Die Medizinerin in mir verzweifelt an diesem durch und durch irrationalen Verhalten, aber in meinem Telefonbuch stehen nicht mehr Dutzende von Fachärzten und Klinikkontakten, und außerdem bin ich an erster Stelle Mutter.

Ich habe vorhin auch meiner Schwester in Colorado geschrieben. Ich habe ihr Fotos vom Krippenspiel heute Abend geschickt: Raffy als eine Rolle Rolos und Maeve als »Spitzenturnerin«. Maya hat mir Bilder von ihrem Hund geschickt, wie er einen Block Räuchertofu frisst, was wir beide reichlich verstörend fanden. Unvermeidlich landet die Unterhaltung irgendwann bei unserem Vater. Dads Lebensgefährtin Nicola und ich haben endlich eingesehen, dass er in ein Pflegeheim muss. Keine von uns beiden kommt länger mit der ständigen Sorge und Anspannung zurecht. Mein Körper ist in Alarmbereitschaft, sobald mein Telefon klingelt, und meine einst so entspannte Stiefmutter kann nachts vor Sorge, er könnte im Moor verschwinden, nicht mehr schlafen.

Maya kommt über Weihnachten her und hilft uns beim Umzug, was für Nicola und mich eine riesengroße Erleichterung ist. Seit drei Jahren managen wir das jetzt alles, aber es wird nur immer schlimmer, nicht besser. Wir sind beide erschöpft, besonders Nicola, und brauchen eine Verschnaufpause.

So froh ich also bin, meine Schwester zu sehen, ihr Besuch ist diesmal überschattet von seinem traurigen Anlass. Wir sträuben uns alle gegen das, was gerade passiert. Dad war, all seinen Fehlern zum Trotz, immer ein Fels in der Brandung. Er war unser Zuhause.

Der Himmel ist klar nach einem regnerischen, nebligen Tag, der Mond steht rund und pockig über dem Moor. Oben am Buckland Beacon sind Farnbüschel und Ginsterbüsche wie schwarze Klumpen an den steilen Hängen aus-

zumachen; einige windgepeitschte, uralte Ulmen stehen als dunkle Silhouetten vor dem tintenschwarzen Himmel. Meerwasser hing heute wie ein Vorhang um unser Haus, aber nun, wo der Nebel sich gelichtet hat, ist die Luft erfüllt von meinen liebsten Düften: nasses Moos, feuchter Torf, mild würziger Holzfeuerrauch vom Nachbarhaus auf der anderen Seite des Hügels.

Mit Raffy wird natürlich alles gut. Er ist zäh, mein kleines Kerlchen. Seine Lungenprobleme werden sich mit der Zeit sicherlich auswachsen. Und in diesen Momenten, in denen ich nicht Tochter bin, sondern Ärztin, kann ich mich auch damit abfinden, dass mein Vater bald in den besten Händen sein wird, bei ausgebildeten Pflegekräften, denn genau das braucht er jetzt, so sehr es mir in der Seele wehtut.

Ich lehne mich gegen die kühlen Mauersteine unserer Veranda und wiederhole diese Worte, bis mein Nervensystem sich wieder beruhigt.

Er verdient es, in einer sicheren Umgebung zu sein. Bei kompetenten, ausgebildeten Pflegekräften. Das braucht er.

Fledermäuse schießen im rasanten Sturzflug über den schmalen Mühlenkanal, der quer durch unseren Garten läuft, und aus Robins Büro fällt sanftes Licht sachte auf das Gras auf der Seite des Hauses, nicht weit von unserem kleinen Ferienhäuschen entfernt, einem umgebauten alten Schweinestall. Dort wohnen gerade Gäste aus London. Sie haben Fotos vom Schild über der Tür des Schweinestalls geknipst und auf Instagram gepostet. Mit der Bildunterschrift *Das ECHTE Landleben*.

Oft werde ich gefragt: *Was hat dich hierher verschlagen?*

Die meisten Leute sind bloß neugierig, und meist werden wir für Aussteiger aus London gehalten. Dabei kommen wir beide gar nicht aus London, aber ich habe mir abgewöhnt, das erklären zu wollen, weil die Leute es gar nicht hören wollen.

»Ich bin hier aufgewachsen«, sage ich meistens. Und das stimmt auch: Wenn man sich aus meinem Kinderzimmerfenster lehnte, konnte man den Buckel des steinalten Hameldown sehen. Aber als ich damals von hier weggegangen bin, um Medizin zu studieren, hätte ich mir nie vorgestellt, irgendwann wieder zurückzukommen. Ich wollte weg, raus ins trubelige, turbulente Stadtleben. In den Jahren danach habe ich in London, Manchester, Johannesburg und Newcastle gearbeitet; auch ein Forschungsstipendium in Chicago stand im Raum. Ich habe in großen Notfallambulanzen diverser Großstädte gearbeitet, und es ging mir blendend.

Dann kamen unsere Zwillinge drei Monate zu früh, ich verbrachte sechs Monate mit ihnen auf der Intensivstation, und es ging mir alles andere als blendend.

Beinahe zwei Jahre lang kämpfte ich mich weiter in London ab, bis ich mir irgendwann eingestand, dass ich hierher zurückmusste. In dieses außerweltliche Land mit seinen dramatischen Jahreszeiten und dem unendlich weiten Himmel. Zum heilmachend friedlichen Moor mit seinen vorzeitlichen Pfaden, den moosüberwachsenen Felsbrocken und dem Licht, das in schillernden Schattierungen durch die Wolken bricht: Rosé, Kupfer, Gold.

Und so bin ich hierher zurückgekehrt, zum *echten* Landleben.

Als ich reinkomme, ist Robin gerade dabei, ein allem Anschein nach gebrauchtes Kameraobjektiv auszupacken. Neben dem Karton steht sein Laptop, darauf geöffnet die NASA-Tracking-Website der Raumstation. Auf der anderen Seite steht eine große gläserne Pyrex-Backform mit dem restlichen Nudelaufwurf vom Abendessen, längst hart und kalt geworden. Eine Gabel steckt aufrecht mittendrin. Mein Mann liebt deftige Hausmannskost und schämt sich nicht dafür. Er hat eine ganze App mit Rezepten für Shepherd's Pie und Biskuitrolle mit Marmeladenfüllung, und er lacht über die penibel komponierten gesunden Mittagsmahlzeiten, die ich mir mache, während er genüsslich seine Fischstäbchen-Sandwichs frisst.

»Carrie! Sieh dir das an«, sagt er und hält andächtig das Objektiv in die Höhe. »Ist das nicht schön?«

Ich gehe rüber zu ihm. »Ein Traum.«

Ich habe keinen Schimmer, ob es ein Traum ist oder warum um alles auf der Welt er noch eins von den Dingen braucht, aber sein Faible für Astronomie gehört zu seinen nicht verhandelbaren Macken, und ich habe es längst aufgegeben, Häufigkeit und Umfang seiner Ausrüstungskäufe zu hinterfragen. Er hat mir hoch und heilig versprochen, nur dieses eine unverschämt teure Teleskop zu brauchen, das allein unser halbes Gästezimmer einnimmt, und solange es dabei bleibt, kann ich gut mit den Kameras und Objektiven und all den reizenden Pensionären leben, mit denen er im Netz endlos lang über Supernovae und Exoplaneten fachsimpelt.

Er streckt den Arm aus und zieht mich zu sich. »Hallo«, sagt er. Dieser wunderbare Mann. Ich lehne mich an ihn,

schmiege mich in seinen Arm, genieße seinen müden, sandigen Duft, den ruhigen Herzschlag unter dem Pullover. Seine Rippen knacken, als er herzlich gähnt.

Robin stemmt unsere Ausgaben ganz alleine und schufftet bis zum Umfallen, seit ich aufgehört habe zu arbeiten. Ihm sein einziges Hobby zu lassen, ist da wohl das Mindeste, was ich tun kann.

»Schön schwer«, lobe ich und nehme das Objektiv von einer Hand in die andere. »Gefällt mir.«

Das scheint ihn zu freuen. »Morgen Abend kann man die Raumstation sehen«, sagt er und deutet nickend auf den Laptop. »Wenn das Wetter sich hält. Ich habe es mir vorhin mit Maeve angeschaut, und sie fand es hochspannend – ich würde sie ihnen so gerne zeigen. Sie würden etwas später als sonst ins Bett kommen, aber wir könnten oben auf dem Feld heiße Schokolade trinken. Was meinst du?«

»Klingt wunderbar. Es kommt nur darauf an, wie es Raffy morgen geht.«

Robin macht ein langes Gesicht. »Unsere arme kleine wutschnaubende Rolo-Rolle. Wann hast du das letzte Mal nach ihm geschaut?«

Ich gucke auf die Uhr. »Vor einundzwanzig Minuten. Es geht ihm gut.«

Heute Abend war das Krippenspiel der Schulklasse. Wir haben Raffy und Maeve von der Schule abgeholt, zusammen gegessen und sind dann um fünf für die große Show gemeinsam wieder hingefahren. »Mitten in der Nacht!«, hatte Maeve andächtig gehaucht, während sie die Scheinwerfer des Autos beobachtete, die die undurchdringli-

che Dunkelheit oben auf dem Moor durchschnitten. Sie konnte es gar nicht glauben. »Ich wette, alle anderen schlafen schon.« Wie enttäuscht und wütend sie gewesen war, als wir wieder in den Ort kamen und die Läden alle noch aufhatten.

Das Krippenspiel entpuppte sich mehr als Süßigkeitenladen denn als biblische Geschichte. Miss Redmond hatte es den Kindern selbst überlassen, die Kostüme zu entwerfen, und sie hatten sich was »Lustiges« überlegt und sich alle als Süßkram und Schokolade verkleidet. Bis auf Maeve, die sich von mir als Profiturnerin hatte ausstaffieren lassen, mit strengem Dutt und Glitzertrikot. Vor lauter Nervosität hatte sie auf der Bühne groß angegeben und auf dem Weg zum Jesuskind – sie war eine der drei Weisen – zwei Räder geschlagen und eine Radwende gemacht – und dabei mit dem Fuß eins der Schafe ausgenockt. Als anschließend Mince Pies an alle verteilt wurden, überging uns die Mutter des Schafs ganz absichtlich.

Trotzdem waren wir bestens gelaunt nach Hause gefahren und hatten den neben der Straße grasenden Ponys aus dem offenen Fenster »Little Donkey«, das alte Krippenlied, entgegengeschmettert. Doch als wir am Cold East Cross angehalten hatten, um auszusteigen und die blinkenden Sterne über uns zu bewundern, hatte ich gemerkt, dass Raffys Atem ganz pfeifend ging, und danach war alles nur noch halb so lustig gewesen. Er hatte schon die ganze Woche mit einer Erkältung zu kämpfen gehabt.

Zu Hause angekommen, hatte er sein Salbutamol nicht nehmen wollen und einen ausgewachsenen Wutanfall gekriegt. Seine Atmung verschlechterte sich zusehends. Ro-

bin, der gute Bulle, musste ihn mit allen Tricks und Kniffen einschließlich Bestechung wieder besänftigen, während Mummy, als böser Bulle und ehemalige Ärztin, mit Inhalator und Spacer danebenstand und mit der Kinderstation in Torbay telefonierte.

Maeve, bei der sich die eher leichten Lungenprobleme längst ausgewachsen hatten, machte weiter ihre Turnübungen und ignorierte alles um sich herum. Sie hatte das alles schon so oft erlebt, dass sie sich davon nicht stören ließ, aber als wir mit Raffy nach oben ins Bad gingen, um ein bisschen Dampf zum Inhalieren zu machen, war sie mit ihrer Sechsjährigengeduld am Ende gewesen. Sie hatte Raffy angeschrien, er solle nicht so »dumm sein«, und als er nicht aufhörte zu weinen, war sie mit ihrem überdimensionalen Stoffhund ins Bad geplatzt, hatte ihm damit auf sein Rolo-Kostüm gehauen und so lange immer wieder »Hör auf! HÖR AUF!« gebrüllt, bis Robin sie sich schnappen und aus dem Badezimmer schleppen musste.

Raffys armes Rolo-Kostüm, eine große Pappröhre, die wir Sonntagnacht noch in fliegender Hast bemalt hatten, war arg ramponiert und verbeult, und er war stinkwütend und tief-, tieftraurig ins Bett gestieft. Seit er eingeschlafen ist, habe ich alle Stunde nach ihm gesehen und seine Atmung kontrolliert, und ich werde ihm die Nacht über noch regelmäßig Salbutamol geben. Es geht ihm den Umständen entsprechend gut – es war ein eher kleiner Anfall, und der diensthabende Kinderarzt schien nicht sonderlich besorgt, aber ich werde trotzdem die ganze Nacht kein Auge zutun, einfach weil ich seine Mutter bin und nicht anders kann.

»Der wird schon wieder«, versichert Robin sanft. »Wir schauen mal, was sie morgen im Krankenhaus sagen. Aber es ist nicht annähernd so schlimm wie früher. Nur ein kleiner Infekt.«

Er hat recht, und trotzdem will ich ihm widersprechen. Ich hasse es, wenn Robin sich nicht so viele Sorgen um die Kinder macht wie ich, und das ist eigentlich immer.

»Carrie«, sagt er nach kurzem Schweigen. »Hast du heute eigentlich schon was gegessen?«

»Ja, vorhin.« Ich stehe auf und gehe rüber zum Kaminofen. »Mit den Kindern.«

»Sicher? Ich habe dich nämlich bloß die ganze Zeit rumrennen gesehen, um die Kostüme fertig zu machen.«

Ich lächele und fühle mich ertappt. »Schön. Ich esse noch was.«

Ich stochere im Feuer, während Robin ein Stück hart gewordener Makkaroni mit Käse aus der Form hebt. »So ist's brav«, sagt er.

»Du Diktator.«

»Erzähl, wie war dein Tag?«, fragt mein Mann und sieht kommentarlos zu, wie ich in der Glut grabe, ohne das Feuer wieder anzufachen. Eigentlich war immer Robin für den Kamin zuständig, aber das versuche ich gerade zu ändern.

Ich versuche gerade, so einiges zu ändern.

»Alles okay mit deinem Dad?«, erkundigt sich Robin.

Ich angele das Handy aus der Tasche, um nachzusehen. Ich stelle es gar nicht mehr stumm, aus Angst, einen Notruf von Nicola zu verpassen. Zum Glück nichts Neues.

»Heute war wohl alles friedlich, Gott sei Dank. Aber

ich muss dir trotzdem noch was sagen.« Ich schließe den Kaminofen und hocke mich auf die Fersen. »Ich fange wieder an zu arbeiten, Robin – ich habe die Zusage bekommen.«

Zum ersten Mal spreche ich die Worte laut aus. Sie klingen exotisch, voller Verheißung. »Ich werde wieder als Chirurgin arbeiten!«

Robin starrt mich an. »Sie haben ihr Okay gegeben?«

Ich nicke und strahle wie Raffy, als wir ihn vorhin in sein Rolo-Kostüm gesteckt haben. »Sie meinten, die Anhörung sei prima gelaufen, und sie haben gerade meine Approbation bestätigt. Ich soll erst sechs Monate betreute Neuorientierung absolvieren und dann noch mal sechs Monate in einer Facharztpraxis, und dann entscheiden sie, wie genau es weitergeht. Ich hoffe, ich kann mindestens wieder in der Famulatur einsteigen, aber selbst wenn ich mein praktisches Jahr noch mal wiederholen müsste, es ist mir egal, ich meine ...«

»Carrie.« Robin grinst. »Kein Fachchinesisch.«

»Entschuldige!« Ich hopse vor Aufregung fast wie ein Flummi auf und ab. »Aber das Beste ist, einer meiner alten Mentoren hat letztes Jahr angefangen, in Plymouth eine Fachabteilung für Leber- und Gallenerkrankungen aufzubauen. Und er sagt, er könne sich gut vorstellen, mich irgendwann einzustellen, und, und ... Und ich spüre es einfach, Robin, ich spüre es! Es wird endlich, es wird!«

»Das ist der Wahnsinn«, brummt Robin nach kurzem Schweigen. »Ich ... Wow, Carrie.« Er steht auf und umarmt mich.

Der Moment, als ich mit den Zwillingen schwanger wurde, war der Anfang vom Ende meiner Karriere.

Ganze drei Tage ging es mir gut, dann begann die Übelkeit, die sich rasant bis zu einer Hyperemesis gravidarum verschlimmerte. In der achten Woche musste Robin drei Wochen geschäftlich verreisen, und ich verlor fast den Verstand. Ich war krankgeschrieben – eine Schande für jede Chirurgin, selbst für eine schwangere –, und als ich irgendwann nicht mal mehr Wasser bei mir behalten konnte, wurde ich für sechs Tage ins Chelsea and Westminster eingewiesen.

Ich hasste Robin, weil er mich so schnöde im Stich gelassen hatte. Verabscheute und verachtete ihn, obschon er nichts weiter getan hatte, als auf eine seit zwei Monaten geplante Geschäftsreise zu gehen; obschon er augenblicklich zurückgekommen wäre, hätte ich ihn angerufen und ihm gesagt, wie es wirklich um mich stand.

Natürlich verzieh ich ihm, sobald er wieder zu Hause war, und der arme Mann wich mir kaum noch von der Seite, bis sich mein Zustand in der siebzehnten Woche allmählich besserte. Er buchte sogar einen Urlaub für uns am Ende des zweiten Trimesters, weil wir beide glaubten, bis dahin wäre ich wiederhergestellt.

Aber dann mussten unsere Babys drei Monate zu früh geholt werden, und seitdem bin ich gar nicht mehr verweist.

Ganze einhundertzweiundsiebzig Tage musste ich mit meinen beiden winzigen Motten im Chelsea-and-Westminster-Krankenhaus bleiben, am Boden zerstört, weil mein Körper diese beiden hilflosen Würmchen abgestoßen

hatte, und zermürbt von der grässlichen Ungewissheit dieses Schwebezustands auf der Neugeborenen-Intensivstation. Alles drehte sich nur noch um Beatmungsgeräte, Absaugschläuche, Infusionspumpenalarme; meine Muttermilch, die durch Plastikschläuche gluckerte, die lila Äderchen in Raffys und Maeves winzig kleinen Händchen.

Meine Babys überstanden alles unbeschadet, aber mein Selbstvertrauen nicht. Als ich wieder arbeiten gehen sollte, musste ich einsehen, dass ich meine Kinder unmöglich bei ihrer Tagesmutter lassen konnte, obschon ich die höchstpersönlich in einem akribischen Bewerbungsverfahren ausgesucht hatte. Was, wenn Raffy sich einen Atemwegsinfekt holte und sein Zustand sich plötzlich rapide verschlechterte? Was, wenn sie es nicht frühzeitig bemerkte? Was, wenn sie so eine war, die mich nicht bei der Arbeit stören wollte?

Ich hatte das alles irgendwie durchgestanden, weil ich meine Zwillinge rund um die Uhr um mich hatte, aber die nackte Panik, die mich bei dem Gedanken packte, sie jemand anderem zu überlassen, bekam ich einfach nicht in den Griff. Und ich war auch nicht dem ständigen Kampf auf Leben und Tod gewachsen, der mich in meinem Beruf tagtäglich erwartete; die zermürbenden Arbeitszeiten und die fehlende Zeit zum Runterkommen und Verarbeiten, die endlosen Rufbereitschaften. Also erklärte ich Robin schließlich, dass es für mich kein Zurück gab.

Ohne zu zögern ging Robin an das Geld, das er mit zwanzig Jahren nach dem Tod seiner Eltern geerbt hatte; sie waren bei einem Verkehrsunfall ums Leben gekommen. Es war bis dahin tabu gewesen; seine Altersvorsorge

und sein Notgroschen, gut gehütet in einem Investment-Portfolio. Aber nun steckte er alles in unsere Haushaltskasse, damit ich bei den Kindern bleiben konnte.

Ich schrieb der London Deanery und dem Imperial College und teilte ihnen bedauernd mit, ich könne nicht zurück in die Chirurgie. Es folgten panische Angebote zu evidenzbasierter Wiedereingliederung dies und vertraulicher psychologischer Beratung das, aber ich schlug alles aus und ließ mich aus dem Ärzteverzeichnis streichen.

Der Weg in die Chirurgie war lang und steinig gewesen und hatte Jahre knochenharter Arbeit und unermüdlicher Opferbereitschaft gefordert. Der Weg hinaus hingegen erwies sich als erschreckend einfach. Ich wurde Hausfrau und Mutter und habe es nie bereut.

Bis Robin dann vor einem halben Jahr unerwartet und völlig überraschend von einem Tag auf den anderen gekündigt wurde. Über zehn Jahre hatte er für Andrew Heynes gearbeitet, einem Mann mit Geld wie Heu und den besten Absichten, zumindest hatten wir das immer geglaubt. Doch dann war Andrew wegen Betrugsverdachts ins Visier der Fahnder geraten, und die meisten seiner Projekte – selbst die karitativen – wurden vorübergehend auf Eis gelegt. Robin war einer von vielen, die daraufhin das Unternehmen verlassen mussten.

Ich glaube, wir dachten beide, er würde im Handumdrehen eine neue Stelle finden, aber es dauerte seine Zeit. Der Arbeitsmarkt hatte sich in den vergangenen zehn Jahren radikal verändert, wie wir einsehen mussten, und die Leute sind heute nicht mehr ganz so erpicht darauf, ihr Geld zu verschenken. Robin rechnete hin und her. Natur-

lich war da noch seine Erbschaft, aber die würde auch nicht ewig reichen.

Robin schlief kaum noch und ich auch nicht. Irgendwann im Laufe der Jahre hatte ich mich, ohne es überhaupt zu merken, gemütlich auf die Seite gedreht wie ein zahmes Haustier und mich von meinem Mann verhätscheln lassen. Er musste uns alle durchbringen. Mich und die Kinder. Keine Ahnung, wo die Carole Cole von früher hin war; warum ich tatenlos zugesehen hatte, wie sie sich auf Nimmerwiedersehen verabschiedete. Ich musste endlich wieder mein eigenes Geld verdienen.

Vielen Frauen reichte es, Hausfrau und Mutter zu sein; klugen Frauen mit messerscharfem Verstand und beeindruckender Karriere, ehe sie Kinder bekommen hatten. Aber während ich die Toiletten im ehemaligen Schweinestall schrubbte, fragte ich mich oft, ob ich genetisch vielleicht anders veranlagt war. Meine Mutter war auch nicht fürs Hausfrau-und-Mutter-Sein gemacht. Sie war wieder zu Protestmärschen auf die Straße gegangen, da war ich gerade elf Wochen alt gewesen, und das ohne den leisesten Anflug eines schlechten Gewissens. Sie hatte getan, was sie tun musste, und es hatte sie glücklich gemacht.

Kaum hatte sich der Gedanke, wieder als Ärztin zu arbeiten, erst mal in meinem Kopf festgesetzt, konnte ich an nichts anderes mehr denken. Ich tat das nicht, weil ich es musste – Robin hatte da schon einen neuen Job gefunden –, ich tat es, weil ich es wollte. Der Tag, an dem ich beim Ärztereister anrief und ihnen sagte, ich wolle mich wieder aufnehmen lassen, war für mich fast wie eine Wiedergeburt.

Damals wie heute konnte ich immer auf Robins rückhaltlose Unterstützung zählen, aber ich weiß, es geht alles so schnell, dass er manchmal kaum noch hinterherkommt. Vor allem was meinen jüngsten Entschluss angeht, nächsten Monat für vier Tage nach Schweden zu fliegen. Drei Nächte weg von zu Hause. Bis vor Kurzem wollte ich die Kinder nicht mal für eine einzige Nacht allein lassen.

Ich lasse mich von ihm in den Armen halten. Er hat recht, es *ist* der Wahnsinn. Ganz gleich, wie lange ich nicht nur mein Hirn, sondern auch meine Hände wieder anlernen muss, ganz gleich, wie lange es dauert, wieder dorthin zu kommen, wo ich vorher war – allein, dass der NHS mich überhaupt noch haben will, ist schon Grund genug zum Feiern. Das ist alles andere als selbstverständlich.

Lächelnd löse ich mich von ihm. »Und dann hat mich heute Nachmittag Yanika Hatziz angerufen und gemeint, ich soll zu ihr nach Schweden kommen und vor meiner Wiedereingliederung eine Hospitation bei ihr machen! Aber erst will sie mich anscheinend ins Kreuzverhör nehmen, wenn ich nächsten Monat in Stockholm bin.«

Ich hebe Raffys kleinen Plüschhasen auf – Friday Bunny heißt er, weil wir ihn an einem Freitag gekauft haben –, werfe ihn in die Luft, fange ihn wieder auf und drücke ihn ganz fest an mich.

»Meine Lieblingsbazillenschleuder«, seufze ich und lächle in Friday Bunnys weiches, bakterienverseuchtes Fell.

Ich zwinge mich, mich hinzusetzen, und Robin gibt mir ein Schälchen mit Nudelauflauf. Er sagt: »Ich muss zu meiner Schande gestehen, ich habe es doch glatt geglaubt,

als alle dir gesagt haben, das könntest du getrost vergessen. Ganz schön dumm von mir.«

»Sie haben vergessen, was für eine tolle Chirurgin ich bin.«

Ich versuche, so oft wie möglich so über mich zu reden – und zu denken. In den kommenden Jahren werden gewisse Leute bei jeder sich bietenden Gelegenheit versuchen, mir Steine in den Weg zu legen. Dell, meine alte Freundin aus dem Studium, hat mir unlängst verklickert, dass vom neuen Kuschelkurs des NHS mit seinen Angestellten in der Chirurgie noch nichts zu spüren ist.

»Hast du es deiner Mum schon gesagt?«, fragt Robin.

»Ich habe sie vorhin angerufen. Sie ist nicht rangegangen. Ich habe ihr auf die Mailbox gesprochen und ihr eine Nachricht geschickt.«

»Und?«

»Nichts.«

»Sieht ihr ähnlich.«

»Ach, ich glaube, sie wird sich freuen. Sie hat es nie kapiert, warum ich meinen Job an den Nagel gehängt habe.«

Robin hat viel zu oft miterleben müssen, wie meine Mum mich und die Kinder enttäuscht hat, als dass er sie sonderlich mögen würde, aber aus Respekt behält er seine Abneigung meist für sich.

»Erzähl mir von der Hospitanz in Schweden«, sagt er. »Musst du da Schwedisch können?«

»Ich glaube schon. Yanika meinte zwar, alle da sprechen Englisch, aber kein Arzt mit einem Funken gesundem Menschenverstand würde sich im Notfall auf eine Fremdsprache verlassen. Ich sollte mir also eine Sprach-

lern-App runterladen und anfangen, meine Schwedischkenntnisse aufzupolieren.«

»Ah«, sagt Robin, schon merklich weniger begeistert.
»Klingt vernünftig.«

Er weiß, dass ich mich damals zu einem Schwedischkurs angemeldet hatte, kurz nachdem Johan und ich ein Paar geworden waren, dass ich von Anfang an vollkommen verknallt gewesen war in diesen Schweden. Und ganz gleich, wie glücklich Robin und ich auch miteinander sind, ganz gleich, wie lange das mit Johan auch her ist, tut es ihm irgendwie immer noch weh, dass Johans Muttersprache in mir weiterlebt. Es gab Zeiten, da lag ich nachts wach neben Johan im Bett und dachte: *Jag älskar dig*. Ich liebe dich. Ich liebe dich.

Ich esse noch ein Gäbelchen Nudeln, damit Robin sieht, dass wir ein Team sind.

Er zieht das Handy raus, und wir googeln Yanika.

Über dreizehn Jahre ist es jetzt her, dass ich unter Yanika Hatziz gearbeitet habe, aber sie ist bis heute die beste Mentorin, die ich je hatte. Keine von uns beiden war damals die typische Chirurgin – Yanika mit ihrem unüberhörbaren griechischen Akzent; ich ein Viertel malaysisch und so klein, dass ich bei meinen OPs auf einer Kiste aus Chirurgenstahl stehen musste –, aber: »Von so was darfst du dich nicht beirren lassen«, hatte sie gleich bei unserem ersten Supervisionsgespräch am Royal London zu mir gesagt. »Du musst in allem, was du als Chirurgin tust, ohne Furcht und Tadel sein, Carrie. Du wirst die Superkraft haben, in einigen wenigen Stunden Menschenleben zu retten! Lass dich von niemandem, und schon gar nicht von

einem *Mann*, davon abhalten, deiner Pflicht und deiner Verantwortung nachzukommen.«

Leider wurde Yanika kurz vor Ende meiner Facharzt-
tausbildung von einer renommierten Uniklinik in Schwe-
den abgeworben. Inzwischen ist sie die Leiterin der dort-
igen Krebs- und Unfallchirurgie; aus der ganzen Welt
strömen Chirurgen zu ihr, um roboterassistierte Operati-
onstechniken zu erlernen. Und die, denen das nicht ver-
gönnt ist, folgen fast fanatisch ihrem YouTube-Kanal, auf
dem sie Videos von Roboter-OPs hochlädt und ihre Me-
thoden erklärt, die sie buchstäblich selbst erfunden hat.
Ich habe sie alle gesehen, völlig fasziniert und hingerissen.
Die Frau ist eine Naturgewalt.

»Ist sie nicht grandios?«, schwärme ich. Robin liest noch
immer ihre Biografie.

Ich schiele zu ihm rüber und erwische gerade noch
etwas anderes – irgendwie Seltsames – in seinem Blick.
»Äh, was?«

Er hatte nicht bemerkt, dass ich ihn beobachte. Und
winkt ab. »Sorry. Ich bin bloß ...« Er seufzt. »Das ist alles
gerade ganz schön viel, Carrie. Vor einem halben Jahr hast
du noch gesagt, du bist froh und glücklich, dich um die
Kinder und den Haushalt zu kümmern und um das Fe-
rienhäuschen. Aber dann haben sie mich vor die Tür ge-
setzt, und du hast quasi über Nacht beschlossen, wieder
Chirurgin sein zu wollen, und jetzt schmiedest du schon
Pläne für einen längeren Auslandsaufenthalt.« Er wedelt
mit seinem Handy, darauf ein Bild von Yanika. »Ich weiß,
in deinem Kopf geht das alles rasend schnell mit siebzig
Meilen die Stunde, aber ich hinke noch ein bisschen hin-

terher. Vierzig Meilen vielleicht. Wenn ich Gas gebe, fünfzig. Aber hin und wieder brauche ich einen Moment, um überhaupt noch mitzukommen.«

»Schön.« Ich lege meine Gabel hin. »Sicher. Entschuldige. Das verstehe ich.«

Ich beuge mich zu ihm rüber und drücke ihm einen Kuss auf die Wange.

»Alles gut. Alles bestens sogar.« Er nimmt meine Hand. »Aber eins möchte ich dir sagen: Sollte es dir irgendwann zu viel werden, versprichst du mir dann, dass du die Reißleine ziehst und noch ein paar Jahre wartest? Ich habe wieder einen Job. Wir würden gut zurechtkommen. Ich will nicht, dass du dich zwingst, das durchzuziehen, solltest du irgendwann einsehen müssen, dass es ein Fehler war.«

»Danke.« Ich streiche mit dem Daumen über seinen. »Und du hast recht; mich zu zwingen wäre wieder typisch für mich. Aber – ehrlich – ich will das.«

Robin denkt einen Moment darüber nach.

»Ich will wieder anfangen, Robin. Ich bin so weit. Wirklich, ehrlich.«

Er holt tief Luft. »Das verstehe ich, Liebes. Aber Tatsache ist doch, dass du mir damals gesagt hast, ich solle unter keinen Umständen zulassen, dass du *jemals* wieder als Chirurgin arbeitest, selbst wenn du es dir irgendwann anders überlegen solltest. Und da sind wir nun, irgendwann in der nicht allzu fernen Zukunft, und du hast es dir anders überlegt. Ich werde nicht mal versuchen, dich aufzuhalten, aber ich muss dir trotzdem sagen, dein Wohlergehen muss über alles gehen. Wir alle lieben dich viel

zu sehr, um noch mal mit anzusehen, wie du zusammenbrichst.«

Ich nehme Friday Bunny in die Hand. Raffy hat jahrelang keinen Schritt getan ohne dieses kleine Plüschtier; heutzutage vergisst er sogar manchmal, ihn mit ins Bett zu nehmen. Meine Babys werden so schrecklich schnell groß. Und mit jedem Tag werden sie mehr zu den Menschen, die sie bestimmt sind zu sein.

Aber ich bin auch so ein Mensch, und ich bin meiner Bestimmung, meiner DNA, untreu geworden. Ich bin dazu bestimmt, am Scheideweg zwischen Leben und Tod zu stehen, und ich muss wieder dorthin, wo ich hingehöre. Es geht schon lange nicht mehr um unseren Kontostand oder Robins langfristige Arbeitsplatzsituation. Es ist mir ein tiefes, inneres Bedürfnis.

»Verstehe ich«, sage ich und versuche – wie schon seit Jahren – Friday Bunnys Knickohr geradezuziehen. Es kippt gleich wieder, und ich gebe es auf und greife nach Robins Hand. »Muss ganz schön anstrengend gewesen sein, die emotionale Achterbahnfahrt deiner Frau in den letzten Jahren. Mir ist das schon klar, Robin, und es tut mir aufrichtig leid. Aber ich muss das machen. Das ist ganz bestimmt kein Fehler.«

Mein Mann lächelt und gibt mir einen Kuss. Er sagt, er geht uns Schampus holen, um die frohe Botschaft zu befeuern, und schlendert pfeifend in den Schuppen, wo wir unsere Vorräte bunkern – aber ich fürchte, ich habe seine Bedenken nicht zerstreuen können.

Drittes Kapitel

London, 2014

»Sie sehen aus, als kämen Sie nicht weiter«, war das Erste, was Robin je zu mir gesagt hat. »Kann ich Ihnen irgendwie behilflich sein?«

Er hatte ja keinen Schimmer, der arme Mann, was für einen Präzedenzfall er damit schaffen sollte.

Vier Jahre vor dieser Begegnung hatte meine Ehe mit Johan auf einer kleinen Insel im Golf von Thailand am selben Tag geendet, an dem sie begonnen hatte. Danach hatte ich irgendwie weitergemacht, mich kopfüber in die Arbeit gestürzt. Ich hatte in London, Manchester und Newcastle gearbeitet, hatte meine Facharztausbildung ein Jahr ausgesetzt, um nach Johannesburg zu gehen, und sie gerade am Royal Marsden in London wieder aufgenommen, mit Schwerpunkt Speiseröhrenkrebs. Ich war inzwischen einunddreißig und Assistenzärztin in der Chirurgie und damit nicht nur für Patienten verantwortlich, sondern auch für die Ausbildung angehender Ärzte.

Seit ich damals die neue Stelle angetreten hatte, engagierte ich mich auch im Spendenkomitee des Kranken-

hauses, und diesmal hatten wir eine große Gala im Ballsaal eines Park Lane Hotels organisiert. Mit dieser Veranstaltung, für die wir einige prominente Unterstützer gefunden hatten, wollten wir die letzten noch fehlenden zweihundertfünfzigtausend Pfund für die Anschaffung eines Chirurgieroboters mit dem klingenden Namen Da Vinci XI sammeln.

Robin fiel mir auf, weil der Mann, der neben ihm saß, hundertfünfundzwanzigtausend Pfund für ein Bild von einer Frau mit fünf Brüsten bot. Das Gemälde hatte eine Künstlerin gestiftet, die wir im vergangenen Jahr erfolgreich gegen Darmkrebs behandelt hatten. Damit schloss die Versteigerung mit hunderttausend Pfund über dem gesteckten Ziel: Wir hatten unseren Roboter.

Ich schaute mir den Mann etwas genauer an, während der Ballsaal um mich herum johlend und klatschend in Begeisterungstürme ausbrach wie nach dem Siegtor im Fußballstadion. Er hatte einen eigenen Tisch, ein wohlhabender, einflussreicher Mensch, eingeladen, um die verbliebenen Stühle um ihn herum mit anderen wohlhabenden, einflussreichen Menschen zu besetzen. Er hieß Andrew Heynes, und ich wusste nichts über ihn, nur, dass er sich wohl als großzügiger Gönner im Bereich der medizinischen Forschung und Versorgung hervorgetan hatte. Während die Feiermusik aus den Lautsprechern dröhnte, sah ich zu, wie er seinen Gästen höchstpersönlich Champagner nachschenkte, obwohl wir dafür eigentlich Kellner hatten.

Hinten hing ihm das Hemd lose aus der Hose über den Gürtel. Amüsiert sah ich zu, wie ein anderer Mann an seinem Tisch aufstand, es Heynes kommentarlos in den

Hosenbund steckte und sich wieder hinsetzte. Auf der Bühne rief der Auktionator: »Dreihundertfünfzigtausend, Ladys und Gentlemen! Dreihundertfünfzigtausend für das Royal Marsden Hospital!«

Die Kellnerinnen und Keller fingen an, die Dessertteller abzuräumen, das Stichwort für mich, den Spendentisch zu eröffnen. Ich stürzte den letzten Schluck Champagner herunter, dann stöckelte ich auf meinen neuen High Heels rüber auf die andere Seite des Ballsaals. Ich war in den vergangenen vier Jahren nicht viel vor die Tür gekommen und war noch ein bisschen wackelig auf den Beinen. In OP-Clogs hätte ich mich deutlich wohler gefühlt.

»Oi!«, rief Dell, als ich auf ihren Tisch zusteuerte. »Carrie Cole!« Sie brüllte viel zu laut, jetzt, wo sie die Musik wieder runtergedreht hatten; etliche Gäste an Andrew Heynes' Tisch schauten auf.

Bloß zwei Tische hatten wir für die Allgemeinheit reserviert, an denen auch Normalsterbliche einen Platz ergattern konnten, und Dell, meine liebe, gute Dell, auf die immer Verlass war, hatte ein Grüppchen unserer alten Freunde aus dem Royal London zusammengetrommelt, um einen davon zu besetzen. Fünfhundert Pfund pro Nase hatten sie hingeblickt, um heute Abend hier zu sein.

»Fabelhaft siehst du aus!«, rief Dell freudestrahlend.

»Aber hallo!«, kam es von Kiran, die 2010 Stationschwester am Royal London gewesen war, als wir dort unsere Facharztausbildung gemacht hatten.

»Großartig, was?« Ich nahm ein jungfräuliches Glas Champagner von ihrem Tisch und trank einen großen Schluck. »Ich könnte platzen vor Stolz.«

»Zu Recht!« Dell und Kieran hoben ihre Gläser. Dann sprang Dell auf und fiel mir um den Hals. »Du bist wirklich unglaublich, Carrie. Und so glücklich habe ich dich nicht mehr gesehen, seit, also ... seit einer Ewigkeit.«

»Seit Johan«, verkneift sie sich zu sagen. Ich rückte ein bisschen beiseite, um zwei Männer von Heynes' Tisch vorbeizulassen.

»Ich bin auch glücklich«, sagte ich und drückte ihre Hand. »Danke.«

»Ich weiß, wie du gekämpft hast, um wieder auf die Füße zu kommen«, sagte sie und wirkte ungewohnt gerührt. »Du kannst wirklich stolz auf dich sein.«

Ich zuckte die Achseln. Eins der vielen Dinge, die ich in meinem Beruf gelernt hatte, war, dass ganz gleich welche Verletzungen man auch erlitt, tief in uns allen das unstillbare Verlangen schlummert, der ununterdrückbare Drang, wieder zu heilen. Vor drei Tagen hatte ich einem Kollegen geholfen, einem Mann Mitte sechzig einen siebenhundert Gramm schweren Tumor zu entfernen. Als ich gestern nach ihm gesehen hatte, hatte der Mann aufrecht im Bett gesessen, mit dem Pflegepersonal gescherzt und mit seiner Tochter in Neuseeland gefacetimed.

Diese uns allen innewohnende angeborene Fähigkeit zu heilen, dieser unerschütterliche Überlebenswille, das ist das Leben. Das Schicksal hatte mir Wunden geschlagen, und sie waren wieder verheilt. Das war der Lauf der Dinge.

Ich entschuldigte mich und steuerte auf meinen Spendentisch zu, genau wie die beiden Männer vom Heynes' Tisch. Einer strebte zu den Toiletten, der andere bog ab zur Bar.

Der Mann, der auf die Bar zuhielt, war der, der Andrew Heynes das Hemd wieder in die Hose gesteckt hatte, als wäre er Heynes' leidgeprüfte Ehefrau. Einen Moment überlegte ich, in was für einer Welt solche Menschen wohl lebten. Immobilien überall auf der Welt, Luxusjachten und das tröstliche Wissen, nie mit der U-Bahn fahren zu müssen.

Bei der Frau, an der ich heute Nachmittag eine Staging-Laparoskopie hatte durchführen müssen, war das Geld so knapp, dass sie mit dem Bus hatte fahren und dreimal umsteigen müssen, nur um für den Eingriff ins Krankenhaus zu kommen.

Ich ging weiter hinter dem Hemdeinstecker her. Er wollte gar nicht an die Bar, wie mir da aufging: Er wollte zu meinem Spendentisch, genau geradeaus, wo schon Kenny, mein Kollege, stand, sich hastig das Jackett überwarf, während er telefonierte.

»Ich muss los«, sagte Kenny, kaum dass ich da war. »Ich muss zu einem Patienten.«

»Aber du hast doch gar keine Bereitschaft!«

»Ich habe ihr gestern den Magen rausgeholt, und gerade ist sie auf die Intensivstation verlegt worden«, rief er im Gehen. »Übernimm du, Carrie.«

Und da stand ich nun, ganz allein mit dem Mann vom Heynes' Tisch. Hinter ihm hatte sich schon ein älteres Ehepaar angestellt.

»Tja ...«, sagte ich zu dem Mann, »dann also Plan B! Ich muss bloß eben den Kartenleser zum Laufen kriegen. Dann kann ich Ihnen was über die unglaublichen Dinge erzählen, die wir hier mit diesem Roboter anstellen werden.«

Er hob die Hand und lächelte, wie um zu sagen, er

habe keine Eile. Während ich mit dem störrischen Lese-
gerät kämpfte, unterhielt er sich mit dem älteren Paar hin-
ter ihm in der Schlange. Als es aber auch nach mehreren
Minuten keinerlei sichtbare Fortschritte bei mir gab, trat
er wieder an den Tisch.

»Sie sehen aus, als kämen Sie nicht weiter«, sagte er.
»Kann ich Ihnen vielleicht irgendwie behilflich sein?«

»Wissen Sie, wie man ein Kartenlesegerät bedient?«

»Ich könnte es googeln?«

»Oh, nein, schon okay. Ich muss nur ...« Ich brach ab.
»Wobei, doch, bitte«, sagte ich. »Und danke. Ich komme
wirklich nicht weiter.«

»Das sehe ich. Okay, also, Carrie? Sie sind doch Carrie?«

»Ja ...?«

Er lächelte. »Ihre Freundin hat Sie vorhin so genannt,
als Sie gerade an unserem Tisch vorbeigingen. War kaum
zu überhören.«

»Ach ja. Das war Dell.«

»Okay. Carrie. Sie rufen Verstärkung. Ich kümmere
mich um die Maschine. Und derweil können Sie dem ent-
zückenden Pärchen hinter mir was über Roboterchirur-
gie erzählen, das kann ich nämlich ganz bestimmt nicht.«

Er kam um den Tisch und setzte sich. Minuten später
hatte die Maschine schon eintausend Pfund einkassiert.

»Woher kennen Sie eigentlich Andrew Heynes?«, fragte
ich ihn, während wir auf die nächsten Spenden warteten.
Er sah gut aus, auf so eine vornehme, sehr britische Art.
Dichtes braunes Haar und braun gebrannt, als käme er
gerade aus der Karibik oder wo auch immer die Reichen
und Schönen um diese Jahreszeit urlaubten.

»Ich arbeite für ihn.«

»Ach! Ich dachte, Sie sind ...«

»Einer seiner reichen Freunde? Leider nein. Darum wollte ich hier am Tisch was spenden, statt fünfundzwanzigtausend Riesen hinzublättern, um die Stones live in Tennessee zu sehen.«

»Und was genau machen Sie?«, fragte ich. »Sind Sie sein Butler? Und sorgen dafür, dass er immer tadellos aussieht?«

»Bin ich nicht.«

»Ich habe gesehen, wie Sie ihm das Hemd in die Hose gesteckt haben.«

Er lachte. »Andrew kann nicht mit raushängendem Hemd rumlaufen. Aber er wollte nicht auf mich hören.«

Ich sagte ihm, so ginge es mir auch oft mit meinen Patienten.

Er fixierte mich für einen Augenblick, als müsse er scharf nachdenken, und dann war irgendwas anders. Nicht dramatisch, aber merklich.

»Kann ich ... ähm, kann ich Ihnen vielleicht was zu trinken holen?«, fragte er, plötzlich fast schüchtern. »Ich würde gerne mehr über Ihre Arbeit hören.«

»Danke, aber nein.« Ich lächelte. »Ich sollte lieber nichts mehr trinken. Ich hatte schon während der Versteigerung mehr als genug Champagner.«

Der Mann nickte. »Das ging uns, glaube ich, allen so.« Er bestellte bei einem der Kellner ein Glas Champagner für sich und Wasser für mich. »Also ... ich bin philanthropischer Berater. Um Ihre Frage zu beantworten.«

Ich lehnte mich zurück. »Dann sagen Sie Heynes, wie er seine Millionen ausgeben soll?«